



comdirect bank  
Die Börse LIVE erleben!



Dresdner Bank  
Die Beraterbank

SZonNet ■

SZonNet Aktuell

# Süddeutsche Zeitung

30.10.99

Seite Drei

Cambridge, Massachusetts: Auf den Fabrikhöfen von Harvard und MIT

## Der Geist, das Geld und die Geschichte

**Warum eine Vorstadt von Boston zu einem Ballungszentrum des Wissens wurde, wie es nirgendwo sonst auf der Welt zu finden ist**

Von Peter Sartorius

Cambridge, im Oktober – Erkundungsgang durch das Traditionsunternehmen „The President and Fellows of Harvard College Corporation“, kurz The Corporation genannt, aber bekannt unter dem Namen Harvard University. Gepflegter Fabrikhof aus der Gründerzeit, steht im Reporterblock, obwohl auf dem historischen Yard mit seinen würdigen Backsteinbauten der Anblick langer Schlote fehlt. Gleichwohl, ein Qualitätsprodukt wird hier ja hergestellt, geschliffener, zurechtgeschliffener Verstand, made in Cambridge, MA, seit dreieinhalb Jahrhunderten. Wobei Harvard mit dem sichtbaren Firmenerbe eher lässig umgeht, fahrlässig, um es puritanisch streng zu sagen. Auf der Suche nach dem Historiker Charles Maier landet man vor der Holden Chapel aus dem 18. Jahrhundert und erfährt, dass sie bis vor kurzem ein Feuerwehrdepot war. Dann gelangt man zu einer viktorianischen Kirche mit tiefblauen Tiffany-Fenstern, in der junge Leute Schlange stehen fürs eilige Abendmahl: Eistee und chicken wings. Denn dies ist die Mensa. Dahinter das Ziel, die Adolphus Busch Hall, Maiers Wirkungsort als Direktor des Centers for European Studies. Schon nicht mehr verwundert, nimmt man wahr, dass Maiers Vorzimmer

T ä g l i c h

W ö c h e n t l i c h

S e r v i c e



SZonNet News

- [LETZTE MELDUNGEN](#)
- [POLITIK](#)
- [THEMA DES TAGES](#)
- [WIRTSCHAFT](#)
- [SPORT](#)
- [KULTUR](#)
- [VERMISCHTES](#)
- [WISSENSCHAFT](#)
- [REISE](#)
- [WETTER](#)

Anzeige

Weltbild

Videos – Schnäppchen – Specials

Direktverkauf - hier klicken

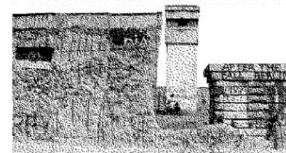
Deutschlandwetter



WetterOnline

v

SZonNet Extra

ZEHN JAHRE  
NACH DEM MAUERFALL

Tagebuch

Eine Reise  
durch  
Bangladesch  
von Karin Steinberger



ein Gewölbe ist mit vier mächtigen steinernen Statuen als Empfangsdamen, die vor einem Jahrhundert aus dem Schlosspark von Bruchsal gekidnappt worden waren.

Stopp also bei Charles Maier auf der Suche nach ersten Antworten auf die Frage, wie der Mechanismus funktioniert, der Amerikas Denkfabriken in Schwung hält. Nicht nur derjenige Harvards, das so alt ist wie die Neue Welt und diese wie keine andere Institution mit Geist befruchtet hat. Hier in Cambridge hinter Bostons Skyline breitet sich auch das Massachusetts Institute of Technology aus, das MIT mit seinen gesichts- und geschichtslosen Betonbauten, das zwar nur halb so groß und nicht mal halb so alt wie Harvard ist, aber in Amerika ähnliche Bedeutung hat. Es war gegründet worden, als die Neue Welt ihre Zerreißprobe hinter sich hatte, den Sezessionskrieg, und aus Massachusetts ein Industriestaat geworden war, der eine Technischule benötigte, um die Manufakturen mit einer speziellen Art von Geist zu füllen: menschlichem Erfindungsgeist.

### **Eine noble Rivalität**

Harvard also ein Vermächtnis der Vergangenheit und das MIT die Herausforderung der Zukunft? Es wird sich herausstellen, dass man es sich damit zu einfach macht. Richtig ist nur, dass Harvard und MIT Rivalen sind in ihrem Anspruch auf Exklusivität, Prestige und Einfluss. Fünf amerikanische Präsidenten als Abgänger der Universität stehen auf Harvards Erfolgsliste. Und drei Dutzend Nobelpreisträger. Und ungezählte Wirtschaftsgrößen. Und ein Heer von Regierungsbeamten, die von Washington aus die Welt im Blick behalten, viele davon als Angehörige der CIA. Das MIT seinerseits kontert mit seinem Einfluss im Verteidigungsministerium und damit, dass MIT-Präsidenten immer auch Wissenschaftsberater der US-Präsidenten gewesen sind. Außerdem mit einem eigenen Dutzend Nobelpreisträgern. Und mit Gillette und Hewlett-Packard und 4000 anderen Unternehmen, die von MIT-Studenten gegründet wurden, einen Jahresumsatz von mehr als 200 Milliarden Dollar machen und eine Million Menschen ins Brot setzen. Und natürlich damit, dass das MIT dazu beitrug, den Zweiten Weltkrieg zu entscheiden, indem es das Radar einsatzreif machte. Harvard wiederum – und damit schließt sich ein Kreis – half mit, dass nach dem Krieg Europa und besonders Deutschland wieder zu Kräften kamen. Denn die Mannschaft, die den Marshall-Plan konzipierte, die rekrutierte man vom Harvard Yard.

Womit weitermachen beim Puzzle für ein Bild beider Universitäten? Charles Maier ist noch gar nicht zu Wort gekommen. Die Beechers und die Engels warten,



Fernweh



Dossier



Familien, die Harvard an ihre Kinder vererbt haben. Und Hugh Herr, der als Professor zwischen Harvard und MIT hin und her eilt, und das auf einem Bein, nachdem er das andere beim Bergsteigen verloren hat. Aber vielleicht muss man zum Anfang aller Anfänge zurückgehen, in die Zeit, in der die Puritaner Neuengland betraten. Martin Giese, deutscher Stipendiat, der sowohl in Harvard als auch am MIT an Master-Diplomen arbeitet und nebenher in seiner Siebzig-Stunden-Woche mit Kommilitonen ein Wirtschaftskonzept für den Flug zum Mars erarbeitet hat – dieser erstaunliche junge Mann lenkt den Blick auf das magische Dreieck Boston, New York, Washington. Geographisch eine anfechtbare Metapher. Aber ein Schlüssel zum Begreifen. Die drei Städte sind die Pfeiler, auf denen das weiße Amerika erbaut ist. Die Bildung, das Kapital, die Politik. Gegenseitig haben sie sich gestützt. Für Washington und New York ist Boston immer ein ideales Feld zur Züchtung von Intelligenz geblieben, obwohl sich Amerika auch anderswo fabelhafte Universitäten und Technische Hochschulen erschaffen hat, zum Beispiel Stanford und Caltech im Westen oder Duke und Georgia Tech im Süden. Aber Harvard und MIT haben – ungeachtet gelegentlicher Verschiebungen im ranking, der Einstufung der Universitäten in einer Bundesligatabelle – ihren Spitzenplatz gehalten. Festungen sind sie, umringt von Vorwerken: sieben weiteren großen Universitäten und 50 kleineren Bildungsstätten mit wohl einer Viertelmillion Studierenden.

Zeit, endlich Charles Maier zuzuhören. Aber vorher noch die Bemerkung, dass es nicht weit von Cambridge auch ein Oxford gibt – but it didn't make it. Ein Provinzkaff ist es geblieben, nur 40 Meilen von Boston entfernt, aber schon zu weit weg vom fruchtbaren Boden. Wobei Charles Maier daran erinnert, dass in England Cambridge eine Puritanerbastion und Oxford eine Royalistenhochburg gewesen ist. Die Royalisten waren in Amerikas Gärprozess die Verlierer. Vielleicht ist darum das amerikanische Oxford ohne Bedeutung geblieben, während Cambridge seinen Weg machte. Vor 43 Jahren war Charles Maier erstmals dorthin gekommen, als freshman, Erstsemester. Oder Klostersnovize? Harvard, sagt er, sei wie die alten Benediktinerklöster in Europa, denken Sie an Melk! Und wieder hat man die Festung vor Augen, diesmal eine Kirchenfestung voller Schätze an Kultur und Wissen, gehortet von immer neuen Generationen von Ordensbrüdern. Aber Charles Maier hat anderes im Sinn. Auch Harvard, sagt er, sei fett, selbstgefällig und gierig nach Geld.

Selbstironie. Aber wahr ist, dass Harvard nie zögerlich

war, Geld einzutreiben mit dem Anspruch, junge Menschen zu trainieren, damit sie in die Welt hinausgehen und sie verbessern, wie dies Charles Eliot, Harvards Präsident im vorigen Jahrhundert, als Credo der Universität verkündet hatte. So gesehen ist ein Prototyp Harvards vielleicht bereits jener Joseph Green gewesen, der den Weg immerhin bis nach Salem nördlich von Boston schaffte, um nach dem Hexenwahn den Ort auf den rechten Weg zurückzubringen.

Ende des 17. Jahrhunderts war dies, ein gutes halbes Jahrhundert, nachdem die damalige Kirchenschule durch die großzügige Spende eines gewissen John Harvard aufgemöbelt worden war, buchstäblich, weswegen sie den Namen des Spenders erhielt. Spenden haben sie immer größer gemacht. Vor vier Jahren flossen ihr auf einen Schlag 70 Millionen Dollar zu, von dem Harvard-Absolventen John L. Loeb. Zwischendurch war der deutsche Kaiser an der Reihe. Maiers Domizil, die Vorhalle mit den Statuen in der Busch Hall, geht auf eine Spende von Wilhelm Zwo zurück, geleistet nicht zuletzt in Begeisterung darüber, dass dem Prinzen Heinrich, dem kaiserlichen Bruder, der Ehrendoktor verliehen worden war.

Man durchschaut das Prinzip und ist neidisch, dass es bei uns nicht im selben Maße klappt und deutsche Universitäten nicht auch finanzielle Beutezüge für den guten Zweck der Heranbildung von Eliten starten können. Fund raising heißt das Stichwort. Soeben hat man in Harvard eine solche Kampagne hinter sich gebracht. Zwei Milliarden Dollar in fünf Jahren, hieß die Forderung, besser: Herausforderung. Klar, dass man es geschafft habe, sagt Lynn Holstein vom Design Department, die an der strategischen Operation beteiligt war. Das Geberpotential der Alumni, der Ehemaligen, habe man ausgelotet, deren Geberlaune habe man stimuliert, und gezielt auf die Industrie habe man sie angesetzt. Und Frauengruppen habe man gebildet, die – noch neu im Geschäft, weil Harvard lange ein Männerverein war – besonders eifrig Dollars sammeln. Man sieht Harvards Heilsarmee aufmarschieren. Aber auch das große Dinner für die Fellows hat man vor Augen, das Fest für diejenigen, die eine Million und mehr gespendet haben. Die noch Größeren, die very big spenders, die Bierdynastien oder Präsidenten-Clans, wiederum ehrt man als Namensgeber für Gebäude oder Institute.

### **Das wahre Vermögen**

Nichts hat sich also geändert seit John Harvards Zeit. Nur der Immobilienwert. Wie hoch er sich im Falle Harvards bemisst – schwer zu sagen bei einer Institution,

die historische Kirchenbauten als Feuerwehrgaragen nutzt. Tatsache ist, dass The Corporation und deren einzelne, selbstständig wirtschaftende Schulen nicht nur die Anlagen auf dem Campus in Cambridge zum Eigentum haben, sondern in Boston Immobilien im doppelten Umfang. Aber nicht das ist es, was Harvards eigentlichen Reichtum ausmacht, den das Magazin The New Yorker einmal fast obszön genannt hat. Es ist das mobile Vermögen aus den Spenden. Nach Börsenspekulationen unter freundlicher Mithilfe des Dow Jones haben sie heute die Höhe von 14 Milliarden Dollar erreicht, so dass man von den Renditen eine halbe Milliarde fürs Jahresbudget abzweigen kann. Hinzu kommen pro Jahr eine weitere halbe Milliarde an Einnahmen aus Studiengebühren, sowie eine Viertelmilliarde an öffentlichen Geldern und weitere Zuwendungen – alles in allem mehr als anderthalb Milliarden Dollar jährlich, um die Hochleistungsmaschinerie Harvard mit ihren 18 000 Studenten in Schwung zu halten.

Man steht auf dem Harvard Yard im Geruch des Geldes und wird umweht von Geist und Geschichte. Und überfallen vom schlechten Gewissen, dass es einen immer nur hierher zieht, ins fette Kloster, auch wenn drunten, am Ende der Massachusetts Avenue, das aseptische, eher abweisende MIT ein ebenso faszinierendes Studienobjekt ist, ein High-Tech-Apparat, zu dessen Budget das Pentagon fast ein Fünftel beiträgt – nicht zur Entwicklung geheimer Wunderwaffen, wie es heißt, sondern für Grundlagenforschung, deren Ergebnisse allen offen stehen. Ansonsten: Alumni wie diesen John L. Loeb von Harvard kann man zwar nicht präsentieren, aber man verweist, in Dankbarkeit, auf die Martinos, eine Familie, die nie mit dem MIT in Berührung gekommen war und trotzdem 20 Millionen Dollar zur Erforschung von Geisteskrankheiten gestiftet hat, nachdem eine Tochter an Schizophrenie gestorben war – eine Geste des Vertrauens in die Hochschule, dass sie es möglich machen könnte, Töchtern anderer Familien ein Schicksal in Umnachtung zu ersparen.

Auf dem Harvard Yard waren wir stehen geblieben, wo wir in die Gesichter der Neuankömmlinge blicken, der Klosternovizen. Es seien nicht mal so sehr die bekannten Institute und Fakultäten, die Kennedy School of Government, die Business School oder die Law School, die Harvards Besonderheit ausmachten, hören wir Charles Maier sagen. Nein, es seien die undergraduates, diese jährlich 2000 Mädchen und Jungen aus der High School, die als 17-Jährige jeden Herbst in Harvard neu eintreffen – Rohmaterial, ausgesiebt aus 20 000 Bewerbern, von denen die meisten bereits als begabt aufgefallen waren. Einem Leistungstest werden die

Kandidaten unterzogen; in ein sozial, regional, geschlechtlich ausgewogenes Raster sollen sie passen, ohne dass es ein festes Quotensystem gäbe; Führungsqualitäten werden verlangt; spezifischen Talentanforderungen der Fakultäten müssen sie entsprechen; überhaupt: Irgend etwas Besonderes soll jeder von ihnen können – und sei es Jonglieren, wie Merike Beecher sagt, die gleich zwei Söhne nach Harvard gebracht hat und jedes Mal nach der guten Nachricht richtig ausgeflippt war.

Die Beechers kommen aus Santa Cruz, Kalifornien, wo Jonathan Beecher, Merikes Mann, Literaturprofessor ist, einer, der selbst in Harvard studiert hat. Und schon ist man in der Diskussion, was und wie Harvard und MIT früher waren. Es ist eine Diskussion, die man auch mit den Engels führt, einem alten Cambridger Professoren-Ehepaar mit Tochter und Schwiegersohn, die alle vier Harvard oder MIT durchlaufen haben, sofern man das Radcliffe College, wo Brenda Engel studiert hat, als Harvards Mädchenfiliale gelten lässt. Wie gesagt – bis vor nicht all zu langer Zeit war Harvard ein Männerverein, hauptsächlich für weiße Studenten, unter denen sich, vor dem Zweiten Weltkrieg, derart viele Juden befanden, dass der Universitäts-Präsident, selbst Jude, eine Art Numerus clausus einführte, um den Anteil von 28 auf 20 Prozent zu drücken. Die Beechers, die Engels, auch Charles Maier erzählen vom enormen Ehrgeiz der Juden damals, ihren Kindern als Rüstzeug die bestmögliche Erziehung zukommen zu lassen. Also Harvard. Und zuvor die Exklusivität einer Privatschule als Trampolin. Noch in seinem Fall, sagt Jonathan Beecher, sei es so gewesen, dass von 60 Mitschülern 37 wie selbstverständlich nach Harvard gegangen seien, klassische Ostküstenprodukte, gut präpariert, eine weiße Elite abzugeben. Monroe Engel wiederum, ebenfalls Literaturprofessor, erinnert sich, dass unter den 1000 Kommilitonen seiner Abgangsklasse in Harvard nur einer schwarze Hautfarbe gehabt habe. Und, ja doch, einen Asiaten habe es gegeben, den Sohn des chinesischen Botschafters.

Wer Harvards Vergangenheit kennt, begreift die Dramatik des Wandels, der nach dem Krieg einsetzte, als Washington die Universität mehr denn je brauchte: als Zulieferbetrieb für ein Land, das nicht länger in sich gekehrt war, sondern sich als global operierende Supermacht verstand. Zunächst hatte Harvard das new jewish talent als wichtige Ingredienz, die Intelligenz und den Lebenswillen derer, die vor Hitlers Todesmaschine geflüchtet waren. Aber dann die gründliche Umschichtung, zum einen durch ein Gesetz, das Kriegsveteranen finanziell ein Studium ermöglichte, zum anderen durch die Zufuhr neuen Blutes aus einem

Amerika, das größer war als die weiße Ostküste. Harvard wurde farbig. Und als Denkfabrik noch leistungsfähiger, wie von allen konstatiert wird.

Man sieht die Jungen und Mädchen, die gerade angekommenen undergraduates, geschäftig die Pfade zwischen den Rasenflächen des Yards hin und her eilen, ausgerüstet mit Rucksäcken, an denen Limoflaschen, Bleistiftmännchen, Rollerblades und andere Utensilien für die Grundausbildung als Elite baumeln. Besonders viele asiatische Gesichter macht man aus. 20 Prozent der Studenten in Harvard und noch mehr im MIT sind asiatischer Herkunft, obwohl der Bevölkerungsanteil nur fünf Prozent ausmacht. Die chinesischen, koreanischen, japanischen, vietnamesischen Amerikaner und Amerikanerinnen sind perfekt in die Rolle ihrer jüdischen Vorgänger geschlüpft, mit der gleichen Lernbereitschaft und der gleichen Intelligenz – und zusätzlich ausgestattet mit einer besonderen Fertigkeit, auch wenn es nicht das Jonglieren ist, um auf Merike Beecher zurück zu kommen. Sie hat es ohnehin nicht ernst gemeint. Mehr als alle anderen, sagt sie jetzt, beherrschten die Asiaten klassische Musikinstrumente, worauf Harvard Wert lege.

Die Beechers und Engels. Von unwirklich gewordenen Zeiten erzählen sie, in denen man in der Mensa mit Krawatte speiste und bei Damenbesuch im Studierzimmer die Tür geöffnet halten und zusätzlich mindestens einen Fuß auf dem Boden platziert haben musste. Aber das ganze Studienjahr bekam man schon für 1000 Dollar offeriert. Heute speist man im Polohemd, und niemand kontrolliert eine Fußhaltung. Dafür liegen die Jahresgebühren für Studium und Unterbringung bei 33 000 Dollar, und es wären noch mehr, wenn nicht die zwei Milliarden Dollar zusätzlich durch die Kampagne in die Kassen geflossen wären.

Harvard also noch immer, trotz allem, die Schule der Reichen, ebenso wie drüben auf der anderen Seite von Cambridge das MIT? Die Kostenfrage, sagt Charles Maier, stelle sich erst nach den Aufnahmetests. Erst dann werde eruiert, wem wieviel an Gebühr erlassen werden könne. Mehr als die Hälfte der Studenten beider Universitäten beziehen finanzielle Zuwendungen, und trotzdem müssen viele Bankkredite aufnehmen – ein gefährlicher Wechsel auf die Zukunft angesichts des Stresses, sich in der Hochleistungsmaschine zurecht zu finden und sein Geld wert sein zu müssen. 40 Prozent der undergraduates landen irgendwann während des vierjährigen Grundstudiums beim Psychiater. Stephanie, die Tochter der Engels, nennt die Quote, die sich auch dann hoch ausnimmt, wenn man weiß, dass Amerika ein lockeres Verhältnis zu seinen shrinks hat, den

Nervendoktoren, von denen auch Stephanie Engel einer geworden ist. Nach vielen Berufsjahren hat sie übrigens soeben die letzte Rate ihres Kredites abbezahlt.

Das Mosaik fügt sich zusammen, obwohl weitere Puzzlestücke noch eingefügt werden müssen. Zum Beispiel jenes, das Arthur Goldhammer betrifft, Stephanies Mann, Sohn eines Mechanikers, ein Hochbegabter, der mit offenen Armen vom MIT aufgenommen worden war, als Nutznießer eines Gesetzes, das nach den russischen Raumfahrerfolgen im Kalten Krieg erlassen wurde und das die Ausbildung qualifizierter Naturwissenschaftler durch Stipendien forcierte. Auch Martin Gieses Bemerkung muss eingepasst werden, dass man, wenn nach dem Grundstudium das eigentliche Fachstudium begonnen hat, eigentlich nicht mehr scheitern könne. Nicht, dass das Studium dann bequemer wird. So hat es der junge Giese nicht gemeint. Eher so, dass man von dem enormen geistigen Sog mitgerissen wird, der von Cambridge ausgeht. Und eingeordnet ins Mosaik muss auch werden, dass Harvard in den nächsten fünf Jahren 200 Millionen Dollar in ein Wissenschaftsprogramm pumpen wird. Zusätzlich. Um in der Genforschung und in Grenzbereichen der Physik Schritt halten zu können. Oder um an der Spitze zu marschieren.

### **Über die Grenzen hinaus**

Die alten Koordinaten stimmen nicht mehr. Harvard, der Gral der Geisteswissenschaften; MIT, das Labor der Naturwissenschaften? Die Grenzlinien sind längst durchbrochen. Nicht nur, dass Harvard in die Grenzbereiche der Physik vorstößt. Es ist auch so, dass Noam Chomsky, der Philosoph und Linguist, den man Harvard zuordnen würde, zum MIT gehört. Und im Wirtschaftsbereich macht die Sloan School von MIT der weltberühmten Business School von Harvard Konkurrenz. Anderthalb Jahrhunderte lang haben die Universitäten nebeneinander her gelebt, ein odd couple, ein seltsames Paar. Am Ende präsentieren sie sich als ein altes Ehepaar, das sich immer ähnlicher wird.

Auf der Suche nach der Multi-Millionen-Anstrengung Harvards, die Naturwissenschaften betreffend, wird man erstaunlicherweise an Harvards Kennedy School of Government verwiesen, in der die Kunst der Administration gelehrt wird, in der aber auch der Biologe William C. Clark zu finden ist. Was das spezielle Wissenschaftsprogramm angeht, ist er die falsche Adresse. Aber er öffnet den Blick für anderes, ganz Neues. Vernetzung ist sein Stichwort, Verlinkung von Fakultäten, von Universitäten, gegebenenfalls von ganzen Ländern, etwa von Amerika und China. In einer



Welt, in der mehr und mehr alles von allem abhängt, können Hochschulen nicht mehr das strikte Eigenleben der Fachbereiche als Prinzip wahren. Umwelt, Nuklearpolitik, Biotechnik – auf große offene Fragen der Gesellschaft, sagt William Clark, könne man Antworten nur finden, wenn Naturwissenschaftler, Ökonomen, Administratoren, Juristen zusammenarbeiten. Harvards Präsident Neil Rudenstine hat die Vernetzung der Wissenschaften vor einem knappen Jahrzehnt zum vielleicht ehrgeizigsten Programm der Universität erhoben. Seitdem wird sie vorangetrieben, durch William Clark und andere, durch interfakultative Arbeitsgruppen, Zusammenarbeit mit anderen Universitäten, und seien sie in Peking. Mit letzteren erstellt man, unter Einbeziehung aller Faktoren von der Arbeitsproduktivität bis zum Klima, ein Modell für Chinas Wirtschaft im nächsten Jahrtausend.

### **Jede Art von Intelligenz**

Menschlicher Geist, in Harvard auf Hochtouren laufend. Drüben, im MIT, wird auf einem Schwarzen Brett aufgeschlüsselt, was er wert ist: 200 000 Dollar im Schnitt, so ist einer Tabelle zu entnehmen, beträgt das erste Jahreseinkommen eines MIT-Absolventen, wenn er in die Industrie geht. Und schon wird dem menschlichen Geist die künstliche Intelligenz zur Seite gestellt. 545 Technology Square, Cambridge. Letzte Station der Erkundungstour in Cambridge. Besuch bei Professor Grimson, einem Computerwissenschaftler, vor dessen Arbeitszimmer sich eine weniger pompöse Vorhalle als vor Charles Maiers Büro in Harvard ausbreitet. Seine wird beherrscht von einer Schiefertafel, auf der Formelwerk hingekritzelt ist sowie der Hinweis, dass man den Raum gefälligst nicht als Müllablage benutzen solle. Immerhin, auch Professor Eric Grimson kann eine Statue vorzeigen, nicht aus dem vergangenen Jahrhundert, sondern eine, die Ahnung von einem neuen Millennium gibt. Aus einem Gewirr von Drähten und Chips und gusseisernen Gliedmaßen besteht sie. Der Vorläufer eines Humunkulus ist sie, dem 25 Professoren und Postdoktoranden im Artificial Intelligence Laboratory das Denken beizubringen versuchen: das Reagieren auf Sinneswahrnehmungen. Das Wichtigste an dem Projekt, sagt Eric Grimson, sei dies, dass man durch die Simulation von Intelligenz Aufschlüsse darüber gewinnt, was Intelligenz eigentlich ist, dort, wo sie die Natur angesiedelt hat, im menschlichen Kopf.

Und so ist man am Ende dort angekommen, wo alles zusammenläuft: Harvard und MIT, die geschulte natürliche Intelligenz und die künstlich konstruierte, das Vermächtnis der Vergangenheit und die Herausforderung der Zukunft. Man betritt eine Art

orthopädische Abteilung voller Roboterteile, die von der Decke baumeln. Und mittendrin dieser junge Professor Hugh Herr von Harvards Medical School. Er steht da, auf nur einem menschlichen Bein, angeschlossen an einen Monitor. Angeschnallt hat er ein Roboterbein, das irgendwann einmal auf seine Reflexe reagieren soll. Vielleicht wird Hugh Herr sogar wieder Berge besteigen können – wenn es hier in Cambridge, im Zusammenwirken von Harvard und MIT, gelingen sollte, einer Prothese Leben einzuhauchen.

**SZonNet: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutscher Verlag GmbH, München**



Copyright © Copyright © 1995 - 1999 - Süddeutsche Zeitung. Diese Seite wurde am 29.10.99 um 19:33 Uhr erstellt. SZonNet 3.17  
Server provided by [GMD](#). Screendesign by [BaseLab](#).